

sie dann laut, so ist man enttäuscht, wie wenig Fülle und Wärme sie doch hat. Er spricht sehr verständig, theilt klug ein und ab, ist klar. Verstand, Geschmack, Bildung kündigen sich an; Leidenschaft, Kraft und Schwung fehlen wohl; er scheint ein Schauspieler der Ruhe zu sein. Den Gesesler gibt Herr Bonn nicht als den grundlosen Bösewicht der Schablone, sondern den feigen, kleinen Junker stellt er mit der Insolenz des Lakaien hin. Er spielt ihn nicht bloß aus den paar Worten seiner Scenen heraus, sondern die Rede der Stauffacherin:

„Er ist dir neidisch, weil du glücklich wohnst,  
Ein freier Mann auf deinem eig'nen Erb —  
Denn er hat keins . . . . .  
Er ist ein jüngerer Sohn nur seines Hauses,  
Nichts nennt er sein als seinen Rittermantel;  
Drum sieht er jedes Biedermannes Glück  
Mit scheelen Augen gift'ger Mißgunst an“ —

und jene Erzählung des Tell:

„. . . Da verblaßt er,  
Die Knie verlagten ihm, ich sah es kommen,  
Dass er jetzt an die Felswand würde sinken“

läßt er vor uns lebendig werden. Er scheint eben nicht bloß seine Rolle gelernt, sondern sogar das ganze Stück einmal gelesen zu haben. Diesen neuen Bruch der Tradition wird man ihm wieder lange nicht verzeihen.

H. B.

### Bücher.

Die deutsche Frau und das bürgerliche Gesetzbuch von Carl Bulling. Verlag von Rosenbaum und Hart. Berlin 1896.

Es ist eine strenge, aber in den meisten Punkten gerechte Kritik, welche Bulling an den die Stellung der Frau betreffenden Bestimmungen des deutschen Gesetzentwurfes übt. Wenn er aber der liberalen Minorität der Commission den Vorwurf macht, sie habe sich damit begnügt, ihren Principien möglichst zum Durchbruche zu verhelfen, ohne es zu verhindern, dass die reactionäre Majorität durch Detailbestimmungen, welche vom Geiste des Rückschrittes erfüllt sind, es zu bewirken wußte, dass es den fortschrittlichen Ideen, die im neuen Gesetze niedergelegt sind, an der praktischen Durchführung mangeln wird, so kann andererseits ihm der Vorwurf nicht erspart bleiben, dass er die große Frage der Emancipation der Frau von einem viel zu kleinlichen Standpunkte aus behandelt. Die vollständige Abschaffung der eheherrlichen Vogtei, die Aufhebung jedweder rechtlichen Folgen eines schuldhaft gelösten Verhältnisses, die Streichung der Verweigerung des Beischlafes aus der Reihe der Ehescheidungsgründe und noch viele andere von Bulling vorgeschlagene Reformen stehen vorderhand mit dem Volksgeiste noch zu sehr im Widerspruch, als dass man vom Reichstage irgendwelches Entgegenkommen erwarten dürfte. So schlagend auch die Argumentation des Verfassers in vielen Fällen ist — besonders lesenswert sind seine Ausführungen über das Wesen des heutigen Mundiums — so liegt seine Darlegungen doch ein naiver Glaube an die Wunderwirkung der Paragrafen zugrunde, wie wir sie bei praktischen Juristen — Bulling ist Geh. Justizrath und blickt auf eine lange richterliche Thätigkeit zurück — nicht selten finden. Gerade in der Frauenfrage aber muß das Volk noch lange in freiheitlichen Ideen erzogen werden, bevor ein freiheitliches Gesetz thatsächlich wirksam werden kann. Denn dem Schwachen nützt sein gutes Recht nichts, wenn er es nicht gebrauchen will.

— II —

Dr. Leo Verkauf: Socialreform in Oesterreich. Eine Kritik der jüngsten Gewerbenovelle. Wien, Erste Wiener Volksbuchhandlung, 1896.

Eine bei aller Knappheit des Ausdrucks tief in das Wesen der Sache eindringende und erschöpfende Kritik der neuesten Phase unserer ministeriellen Socialpolitik. In den beiden ersten Capiteln kritisiert der Verfasser in treffender Weise die bisherigen Wirkungen unserer sattem bekannnten „gewerberettenden“ Institutionen, des Befähigungsnachweises und der Zwangsgenossenschaften, und setzt die Bedeutungslosigkeit der neuerdings vorgeschlagenen Reformen in hellstes Licht. Den Kern des Schriftchens bildet aber das dritte Capitel über den Arbeitsvertrag und seine gesetzliche Beschränkung: aus der Darlegung des kundigen Autors ergibt sich in aller gebotenen Deutlichkeit, dass die jüngste Gewerbenovelle neben wenigen geringwertigen Verbesserungen sehr wesentliche positive Verschlechterungen des geltenden Arbeiterrechtes bringt und Neuerungen enthält, die die Arbeiterschaft allen Grund hat, als gefährlich anzusehen. Dazu kommt, dass einige der am meisten reformbedürftigen Bestimmungen des geltenden Rechtes, so die den Geltungsbereich des Arbeiterschutzes regelnden Normen, das Strafsystem, die Art und Weise der gewerbepolizeilichen Rechtsprechung durch die Novelle nicht im geringsten berührt werden. Ebenso wird das große Problem, welches die Hausindustrie der Gesetzgebung stellt, völlig unberücksichtigt gelassen. So begreift man, dass der Verfasser zum Schlusse gelangt, eine solche Reform sei für die Arbeiterschaft unannehmbar. Man wird diesem Urtheile insbesondere dann beipflichten müssen, wenn es nicht gelingen sollte, bereits in der Ausschussberatung die beiden schwersten Fehler der Vorlage zu beseitigen: Die darin versuchte Einschränkung des Normalarbeitstages, sowie die neugeschaffene Befugnis des Unternehmers, Lohnabzüge zum Zwecke der Ansammlung einer Caution des Arbeiters zu machen. Denn diese beiden Neuerungen allein wiegen alle sonstigen wirklichen Verbesserungen der Novelle weit aus.

Z. R.

„Aphorismen über die Eisenbahnen Oesterreichs“. Von einem Oesterreicher. Wien 1896. Spielhagen und Schurich.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Ueber diese Schrift ist in Nr. 77 der „Zeit“ eine Notiz erschienen, welche in zweifacher Beziehung auf Mißverständnissen beruht, so dass die Ausführungen des Verfassers unter solcher Beleuchtung zweifellos lächerlich erscheinen müssen. Erstens ist es demselben nicht eingefallen, die Behauptung aufzustellen, dass auf den österreichischen Eisenbahnen „jedemal, wenn ein Passagier sich verspätet, der Zug anhalte und in die Station zurückschiebe“,

ja er hat nicht einmal auf vereinzelte ähnliche Fälle seine Kritik auszudehnen Ursache gefunden; es war ihm vielmehr lediglich darum zu thun, im Kampfe gegen übertriebene polizeiliche Maßregeln zum Schutze des Publicums den praktischen Fall des Auffpringens auf einen eben in Bewegung gerathenen Zug innerhalb der beiden Extreme des Anhaltens des Zuges oder einer oft sehr fatalen Fahrtverräumnis ins rechte Licht zu stellen. Zweitens beruht es auf einem argen Mißverständnis, zu glauben, der Verfasser beantrage eine verschiedenartige Einrichtung der Heizung in den drei Wagenklassen, etwa derart, dass in der dritten Classe die Heizung unbedingt zu erfolgen, in der ersten ebenso unbedingt zu unterbleiben habe, während deren Anwendung in der zweiten Classe unentschieden bleibe. Das Mangelhafte der bisherigen Heizungseinrichtungen besprechend, wollte er nur seiner Meinung Ausdruck geben, dass, solange nicht ein besseres System erfunden sei, das subjective Empfinden der Reisenden in den drei Wagenklassen thatsächlich der Heizung gegenüber einen sehr divergirenden Standpunkt einnehme, woraus sich denn auch der Wert der ganzen Einrichtung als ein relativer darstelle. Der Verfasser.

Marie von Ebner-Eschenbach: „Bozena“. Dritte Auflage. Stuttgart 1896. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Die greise Dichterin erlebt jetzt die Freude, dass ihr Erstlingswerk zu hohen Ehren gelangt. Sie mag dabei eine selige Empfindung haben, wie die treue, starke Bozena, als ihr Enkelknecht, ihr Köschchen, allen bösen Schicksalen und Stiefmüttern und Stiefschwestern trotzend, reichlich Glück und Liebe erringt. — Wir lieben dieses Buch und diese Dichterin, trotzdem schon die geschmacklosesten Kritiker beide zu verherrlichen beginnen. Noch mehr wir Zungen freuen uns mit ihr. Die Ebner-Eschenbach ist uns wie eine liebe Mutter. So verehren wir sie, und so werden wir ihrer immer gedenken. Ja, mit ihrer treuen und starken Kunst kann sie uns, wenn wir aus Irthümern blind und verstört sichten wollen, retten, indem sie uns in die Wahrheit des Lebens schauen läßt.

M. M.

Aus den Memoiren eines Laubfrosches. Von Claes Hellgren. Glarus und Leipzig. Schweizer Verlags-Anstalt. (B. Vogel.)

Der Name des Autors ist verführerisch, weil man einen Scandinavier vermuthet, die, wenn auch nicht immer einen allzuweisen, doch gewöhnlich einen seltsamen und eigenen Blick über das Leben haben; nach einigen Seiten aber erkennt man, dass sich ein biederes Schweizerlein (und wenn die unbedeutend sind, sind sie es herzlich und völlig) dahinter verbirgt. Man wollte gern vermuthen, dass sich ein Löwe als Laubfrosch geberde, und sieht, dass eine Mücke wie ein Laubfrosch thut. Und auch das ist noch Annäherung. Nun denke man sich diese satirische Macht von Spott und Lebensansichten, selbst wenn sie von einem Laubfrosch wären! Sie sind aber nur von einer Fliege, die nicht einmal sehen kann. Eines aber zeichnet die Unbedeutendheit des Autors immerhin aus, eine Eigenschaft, die er mit allen schweizerischen Landsgeossen theilt, eine scharfe, reine Klarheit des Stils, die wenigstens deutlich zeichnet und ordentlich herausbringt, was sie sagen will. Wir haben so viel Schönheit und Größe von den Schweizern bekommen, dass wir es nicht über uns bringen, etwas Unbedeutendes von dorthin ganz geringzuschätzen. Wenn einer in seiner Sprache nur ein Wort mit denen theilt, die es mit Größe beherrscht haben, scheint er mit ihnen das Brot getheilt zu haben und ist in unseren Augen nicht ganz zu verwerfen.

D. St.

### Revue der Revuen.

Etwas bizarr, aber sehr reizvoll ist ein Artikel von Alfred Lichtwark, den die letzte „Neue Deutsche Rundschau“ bringt. „Wilde Blumen“ benennt er ihn und verweist darin auf die Blumen des Feldes, als ein sehr wichtiges und wesentliches Element der coloristischen Erziehung, deren gerade die Deutschen gegenwärtig zu dringend bedürfen. Die Blumen haben ihr erzieherisches Werk schon vor Jahrtausenden begonnen, und an ihnen sei die Freude an der Farbe zuerst zum Bewusstsein erwacht. Dafs der Mensch, um sich ihre Nähe zu sichern, darauf verfallen sei, sie künstlich zu pflanzen, sei die erste Bethätigung eines ästhetischen Bedürfnisses gewesen. Allmählich habe er dann versucht, neben der vorhandenen Natur eine zweite, künstliche zu schaffen, und die gezüchtete Blume sei bis zur Stunde ein Gradmesser edlerer Gesittung. Darum sei es auch höchst charakteristisch, welche Art von Blumen sich an einem Orte fänden. Die Blumen von Paris seien andere wie die von Berlin, die in den Schaufenstern der eleganten Viertel andere wie die der Vorstadt, dem Geschmack ihres Publicums genau so angepasst wie die Toilette-Gegegenstände. Ja, nach Lichtwarks Beobachtungen sind die herrschenden Modifarben in den Nuancen der künstlich gezüchteten Mod Blumen der großen Culturstädte jederzeit wiederzufinden. Hübsch ist auch in der Einleitung des Artikels ein Ausfall auf die Säugethiere, die keinerlei ästhetische Anlagen hätten; die Vögel und Insecten seien die weitaus höher organisierten Wesen; ihr Flugvermögen habe ihre edleren Sinne, Gesicht und Gehör: weit mehr entwickelt und ihnen, und nicht den stammverwandten, talentlosen Säugethiern, habe das menschliche Auge seine ästhetische Befähigung sicherlich zu danken.

„Arte“, die junge portugiesische Monatschrift, bleibt sich getreu. Sie ist international im besten Sinne; so sehr, dass die Ursprache ganz in den Hintergrund gedrängt wird von deutschen und französischen Beiträgen. Das letzte Heft ist vorwiegend der Trauer um die beiden großen Töchter der letzten Monate: Joao de Deus und Paul Verlaine geweiht. Ueberdies schreibt Camille Maclair über Ibsen in Frankreich; daneben sind auch unsere Mitarbeiter Marie Herzfeld und Alfred Gold darin vertreten. — Eigenthümlich muthet es an, wenn die wohlvertrauten Namen so von jenseits der Pyrenäen herübertröten, und es ist eine frohe Zusicherung, die uns die schmalen, weißen Heften damit ertheilen. Die Zusicherung, dass die Kunst die wahre Friedensliga ist, die die Völker verbindet, dass die Künstler von heute die wahren, guten Europäer sind, die die gleichen Bedürfnisse der Seele, die gleichen Sorgen und Wünsche verbrüdernd und hoch über allen kleinlichen nationalen Hader und Wettstreit hinweggehen, so dass sie, ein tapferer Heerband, um dieselbe Fahne geschart, stark und einmüthig zusammenstehen, vereint kämpfen, und darum auch siegen werden.

Im Aprilheft setzt sich die „Revue des Revues“ eifrig für eine Reform ein, die, wie sie sagt, im Interesse der „theuersten und sympathi-